

Wenn Eminenz wichtiger als Evidenz ist

Der diesjährige Goethe-Medienpreis geht an drei SZ-Journalisten, die den spektakulären Fall eines fehlerhaften Papers im Bereich der Hirnforschung aufgeklärt haben.

Die drei Journalisten Patrick Bauer, Patrick Illinger und Till Krause sind für das Süddeutsche Zeitung Magazin in einer tiefgründigen Recherche dem Fall des Tübinger Professors Niels Birbaumer nachgegangen, der behauptete, die Gedanken von unheilbar an der Nervenkrankheit ALS leidenden Patienten entschlüsseln zu können. Dabei traten jedoch immer größer werdende Unstimmigkeiten zwischen Datenlage und öffentlichen Erfolgsmeldungen auf. Insbesondere die Daten, auf denen die vermeintlichen Forschungsergebnisse basierten, konnten bei Nachprüfungen von anderen Experten nicht nachvollzogen werden. Die Jury des Goethe-Medienpreises erkannte dieser auch journalistisch herausragend umgesetzten Arbeit den 1. Preis zu. Mit zwei Journalisten des Teams, mit Dr. Till Krause und Dr. Patrick Illinger, konnte der UniReport vor der Preisverleihung sprechen.

UniReport: Herr Krause, Herr Illinger, welche Reaktionen haben Sie auf Ihren Artikel hin erhalten, kamen auch welche aus der Wissenschaft?

Till Krause: Wir haben sehr viel positive Reaktionen bekommen. Gelobt wurde vor allem, dass wir uns in ein Thema so tief haben einarbeiten können und die Bedenken eines Whistleblowers ernst genommen haben. Aber auch der Mut des Whistleblowers wurde bewundert, der ja quasi im Alleingang dem Wissenschaftler entgegengetreten ist und somit Schwachstellen im Wissenschaftssystem aufgezeigt hat.

Patrick Illinger: Aus der Wissenschafts-Community war sogar Erleichterung darüber zu hören, dass jemand endlich dieses Thema, das in der Community bereits gegärt hatte, aufgriff. Allerdings entschieden sich mehrere Informanten aus der Wissenschaft, mit denen wir im Rahmen der Recherche zu tun hatten, auch nach der Veröffentlichung anonym zu bleiben. Das hat mich ziemlich entsetzt. Selbst hochrangige Forscher, denen im Prinzip keiner etwas anhaben kann, hatten Angst vor den Konsequenzen. Das hatte uns

schon während der Recherche irritiert. Leider haben wir gemerkt, dass Wissenschaft auch von Macht und Einfluss abhängt und nicht nur von Daten und Empirie.

Der von Ihnen recherchierte Fall ist sehr voraussetzungsreich und reicht von der Gehirnforschung bis in die Informatik. Wie kann man als Journalist sich in solche Spezialgebiete einarbeiten?

Krause: Die Geschichte nahm ja ihren Anfang, als sich der Informatiker Martin Spüler bei mir meldete: „Ich habe hier in einem Paper Unregelmäßigkeiten festgestellt.“ Da ich von Haus aus kein Informatiker bin, konnte ich das natürlich in der Detailtiefe nicht überprüfen. Bei solchen komplexen Themen bilden wir Teams, die Zeit der großen „Ego-Shooter“ ist im investigativen Journalismus gewissermaßen vorbei. Daher haben Patrick Bauer und ich auch die Kompetenz von Patrick Illinger eingeholt, der damals Leiter der SZ-Wissenschaftsredaktion war.

Illinger: Man muss aber klarstellen: Es geht gar nicht darum, dass wir als Journalisten eine wissenschaftliche Publikation abschließend bewerten oder beurteilen. Wir sind nicht Teil des Wissenschaftssystems. Unsere Aufgabe ist es, die richtigen Expert*innen zu finden und zu befragen. Ich könnte zwar anmerken, in einem früheren Leben selbst eine Doktorarbeit in Teilchenphysik geschrieben zu haben, die auf jeder Menge Statistik beruhte, sodass ich Birbaumers Paper verstehen konnte. Aber das ist nicht der Punkt. Es war unsere Aufgabe, Fachleute zu konsultieren, die genau wissen, wie man Daten einer Gehirn-Computer-Schnittstelle (Brain-Computer-Interface) auswertet, um herauszufinden, ob das in diesem Fall gelungen war. Das verneinten die besten Experten des Fachs. Als wir das direkte Gespräch mit Prof. Birbaumer gesucht haben, hat er die fachliche Kritik beiseite gewischt: „Das ist Informatiker-Geplänkel!“ Das hat mich erschreckt, denn die Frage, ob aus Hirnsignalen seiner Patienten Ja-Nein-Aussagen ableitbar sind, hängt von nichts anderem ab als der richtigen Datenanalyse. Birbaumer war überzeugt, dass es funktioniert, obwohl seine Datenanalyse mangelhaft war. Das ist keine Wissenschaft. Das ist Eminenz statt Evidenz.

Krause: Die gleiche Taktik hat Birbaumer dann auch gegenüber der Untersuchungskommission seiner Universität angewendet, die den Vorwürfen nachgegangen ist und zu einem ähnlichen Ergebnis kam wie später auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Es war seine Delegitimationsstrategie zu behaupten, dass eine solche Kommission nicht mit den Leuten auf seiner Flughöhe besetzt sei. Daran kann man auch sein Selbstverständnis ablesen: Nur er kann es verstehen.

Die in Ihrem Beitrag erwähnte wissenschaftliche Zeitschrift PLOS Biology hat sich in Sachen Transparenz nicht mit Ruhm bekleckert. »Eminenz statt Evidenz« – ist das Ihrer Einschätzung nach ein flächendeckendes Problem in der Wissenschaft?

Illinger: Die Fäden sind sicherlich an vielen Stellen gerissen, die Fachzeitschrift war eine davon. Nur ein Beispiel: Der Name eines Topwissenschaftlers aus den Niederlanden, der in der Publikation anfangs als „Academic Editor“ genannt worden war, wurde nach dem Aufkommen der Kritik plötzlich ausgetauscht. Ein Fehler, behauptete die Zeitschrift. Später wurde auf viele Arten versucht, die Kritik des Informatikers Martin Spüler an Birbaumers Paper im Sand verlaufen zu lassen. Selbst als Spüler durchsetzen konnte, dass seine Entkräftung veröffentlicht wird, hat die Fachzeitschrift Nebelkerzen gezündet und sehr lange gebraucht, um tatsächlich einen Warnhinweis zu publizieren und letztlich Birbaumers Publikation zurückzuziehen. Ähnliches Zögern haben wir auch in der Community der BCI (Brain-Computer-Interface)-Experten sowie an der Universität Tübingen festgestellt: Mehr als ein Rumoren kam anfangs nicht zustande. Bei vielen Beteiligten war die Haltung: Hoffentlich geht es bald vorüber, an Aufklärung war kaum jemandem gelegen. Man fürchtete um den Ruf des Fachgebiets und der Universität. Dass eine vollständige Aufklärung das Beste für den guten Ruf gewesen wäre, kam vielen Wissenschaftsfunktionären nicht in den Sinn. Übrigens hätte Birbaumer die ganze Affäre vermutlich klanglos beenden können, wenn er frühzeitig nachgegeben hätte.

Krause: Es gab schon länger Diskussionen um die Rechtschaffenheit des Papers, es gab dafür auch Belege in Form von Mails, Dokumenten, Gutachten und Gegengutachten –

damit die Sache ins Rollen kam, mussten wohl erst wir auf den Plan treten.

Das Argument, dass man den falschen Leuten keine Argumente liefern sollte, wird auch in der Corona-Pandemie manchmal vorgebracht. Macht man sich als Journalist darüber auch Gedanken, dass man mit einem solchen Artikel das Wissenschaftssystem angreifbar(er) macht?

Illinger: Nicht wir Journalisten waren es, die ein fehlerhaftes Paper veröffentlicht haben und dann lautstark in die Öffentlichkeit unhaltbare Behauptungen aufgestellt haben ...

Krause: ... und damit auch vielen Patienten und deren Angehörigen falsche Hoffnungen gemacht haben.



Patrick Illinger (l.) und Till Krause. Fotos: privat

Illinger: Es war ja sogar ein Gerät entwickelt worden, eine Infrarot-Kappe, auf Grundlage der fraglichen Publikation. Damit sollte angeblich die Kommunikation mit Patienten im „Completely locked in“-Zustand wieder möglich sein. Wenn aber völlig unbewiesen ist, dass dieses Gerät funktioniert, ist es ethisch mehr als fragwürdig, damit an Patienten zu gehen.

Krause: Wir haben uns als Journalisten die Aufgabe gestellt, Licht ins Dunkel zu bringen, Dinge aufzudecken und damit der Öffentlichkeit und Entscheidungsträgern Material an die Hand zu geben, Entscheidungen zu treffen – das haben sie ja auch getan, sowohl die Universität als auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft haben Birbaumer auch hart sanktioniert.

Fortsetzung auf Seite 3

Überblick

Aktuell	2
Forschung	6
International	12
Kultur	13
Campus	14
Impressum	15
Bücher	22
Bibliothek	23
Freunde	24
Studium	25
Menschen	26
Termine	27

Die Ausgabe 4/2021 erscheint am 8. Juli, Redaktionsschluss ist der 15. Juni.

Goethe-Medienpreis prämiert journalistische »Grenzfälle«

Drei »Grenzfälle« stehen im Fokus der Verleihung des diesjährigen Goethe-Medienpreises für wissenschafts- und hochschulpolitischen Journalismus an drei herausragende Autorentams bzw. Einzelautoren renommierter Medien. Prämiert werden drei Arbeiten, die 2019 und 2020 im SZ-Magazin der Süddeutschen Zeitung, der Wochenzeitung DIE ZEIT sowie im Norddeutschen Rundfunk publiziert wurden.

Der 1. Preis geht an Patrick Bauer, Patrick Illinger und Till Krause von der Süddeutschen Zeitung für ihre Arbeit »Wunschdenken«, erschienen am 11. April 2019 im SZ-Magazin. Der Preis ist mit 4000 Euro dotiert. Der mit 1800 Euro dotierte 2. Preis geht an die Journalistinnen Nele Rößler und Maja Bahtijarevic: Sie beschreiben den drastisch steigenden Einfluss sogenannter »Modellierungen« auf politische Entscheidungsprozesse, was öffentlich bisher kaum bekannt ist; sie bringen nach einem aufwendigen Rechercheprozess in ihrem Podcast (»Modellierungen – Nerdwissen im Fokus«, gesendet am 22. Mai 2020 im NDR) Licht ins Dunkel dieses Grenzgebiets zwischen digitalem Hintergrundwissen und politischen Entscheidungsstrukturen. Die mit 1000 Euro dotierte 3. Preisträgerarbeit von Martina Keller (»Tod wider Willen«, erschienen am 10. Juni 2020 in DIE ZEIT), führt die Leserinnen und Leser in das Grenzgebiet zwischen Leben und Tod – in diesem Fall in das ambivalente Gebiet der Sterbehilfe in den Niederlanden.

Der »Goethe-Medienpreis für wissenschafts- und hochschulpolitischen Journalismus«, den die Goethe-Universität Frankfurt am Main, gefördert von der FAZIT-Stiftung und dem Deutschen Hochschulverband, in zweijährigem Turnus ausschreibt, prämiert herausragende Beiträge auf dem Gebiet eines hochschul- und wissenschaftspolitischen Journalismus: Fundierte Analyse, Hintergründe, verständliche und stilistisch herausragende Darstellung sind die wichtigsten Kriterien für die Vergabe des Preises. Die Auswahl nimmt eine unabhängige, mit führenden Köpfen aus Journalismus und Wissenschaft besetzte Jury vor. Der Goethe-Medienpreis wird am 31. Mai 2021 im Rahmen der »Gala der Deutschen Wissenschaft« des DHV verliehen. Die Gala, die ausschließlich online stattfinden wird, wird gestreamt. www.hochschulverband.de/gala



GOETHE 2020
MEDIENPREIS

Wir Menschen sind untrennbar mit unserer Umwelt verbunden. Spätestens das vergangene Jahr sollte jetzt wirklich alle daran erinnern haben. Im Frankfurter Masterprogramm Ökologie und Evolution kreiste aber auch schon vorher alles um Naturschutz, ums Pilzesammeln und den Umgang mit Schildkrötenhybriden. Der Studiengang ist am Institut für Ökologie, Evolution und Diversität angesiedelt. „Diversität ist dabei neben den Begriffen im Titel des Studiengangs unser wichtigstes Stichwort“, sagt Meike Piepenbring, Pilzforscherin und Leiterin des Masterstudiengangs. Denn im Zentrum stehe die gesamte biologische Vielfalt. Während in anderen Masterprogrammen der Biologie der Fokus meist auf wenigen Modellorganismen liegt, sind die Studieninhalte der Zoologie, Botanik und Mykologie, also die Wissenschaft von den Pilzen, in Frankfurt alle gleichermaßen relevant. Worauf sich die Studierenden spezialisieren möchten, falls sie es denn wollen, bleibt ihnen dabei selbst überlassen. Einen Kurs außerhalb ihres fachlichen Schwerpunkts sollten sie aber auf jeden Fall belegen. „Ich interessiere mich hauptsächlich für Evolutionsbiologie, Tiere und Pilze, aber ich habe auch Kurse zur Ökologie und zu Pflanzen belegt. Das hat mir überraschend gut gefallen“, erzählt David. Er hat zuvor seinen Bachelor in Biologie an der Goethe-Universität gemacht, für den Master ist er gleich hiergeblieben. Zusätzlich zu dem Lehrangebot der Universität bietet das Senckenberg Forschungsinstitut und Naturmuseum Frankfurt mit dem Biodiversitäts- und Klimaforschungszentrum (BiK-F) weitere Lehrveranstaltungen an. Sie machen sogar rund ein Drittel des Wahlpflichtbereichs aus und dienen der Spezialisierung. „Ich fand es sehr spannend mal außerhalb der Uni zu arbeiten und einen so intensiven Einblick in das Senckenberg Institut zu bekommen“, sagt Nina. Sie kam nach ihrem Biologiestudium an der TU Darmstadt an die Goethe-Uni in Frankfurt.

Durch Corona fanden alle Lehrveranstaltungen zunächst über Zoom statt. Die bei Studis beliebten Praxismodule im Labor und Exkursionen in die Natur mussten anfangs

Studium der Lebewesen

Im Masterprogramm »Ökologie und Evolution« wird Diversität großgeschrieben.



Auf Exkursion im Ginnheimer Wäldchen. Foto: privat

erstmal ausfallen. „Das war sehr schade, weil dieser Praxisbezug einer der Hauptgründe war, warum ich mich für den Master entschieden habe“, sagt David. Doch mittlerweile ist die Arbeit im Labor und im Gelände dank Hygienekonzepten wieder möglich. „Wir haben die Kurse in kleinere Gruppen eingeteilt, um die Hygienekonzepte umsetzen zu können. Das bedeutet zusätzliche Arbeit, aber es führt auch zu einer viel engeren Betreuung“, erklärt Piepenbring. Und auch die ein oder andere Exkursion konnte stattfinden. „Der praktische Teil unseres Mykologiekurses fand in Präsenz statt. Wir sind in kleinen Gruppen in den Wald gegangen, um Pilze zu sammeln. Anschließend haben wir sie im Labor mikroskopisch untersucht und bestimmt“, berichtet Nina. Dadurch habe sie die „Pilzbrille“ aufgesetzt bekommen und draußen kaum auf etwas anders achten kön-

nen. „Ich bin gebürtige Frankfurterin und dachte bisher, ich kenne mich aus. Durch das Studium habe ich aber eine ganz neue Perspektive auf meine Heimat bekommen“, erklärt Nina.

Bedrohte Biodiversität

Naturschutz ist ein weiteres zentrales Thema des Masterstudiengangs. Meike Piepenbring ist es wichtig, dass Biodiversität und deren Bedrohung sowohl regional als auch global gedacht werden. „In den vergangenen Jahren hat dieses Thema weiter an Bedeutung gewonnen, wobei wir uns vor allem mit evidenzbasiertem Naturschutz beschäftigen.“ Wie gut ist die Wasserqualität der heimischen Gewässer und wie beeinträchtigt sie die im Wasser lebenden Organismen? Wie bewirtschaftet man einen Wald möglichst nachhaltig? Und welchen Wald muss man besonders schützen? Welche Pflanzen, Tiere und Pilze leben in der Stadt und nutzen ökologische Nischen in direkter Nachbarschaft zum Menschen? Diese Fragen sind zentral für den Naturschutz im Rhein-Main-Gebiet. Aber es gibt auch Kooperationen weltweit, besonders in Lateinamerika und Afrika. Gemeinsam mit einer Partneruniversität wird in Benin eine Arbeitsgruppe zur Erforschung von westafrikanischen Pilzen aufgebaut. Forschungsreisen nach Benin sind fester Bestandteil des Programms. „Normalerweise nehmen wir Studierende, die kurz vor ihrer Masterarbeit stehen, mit auf diese Forschungsreisen. Dieser Austausch ist fachlich und menschlich enorm wertvoll“, findet Piepenbring. Vergangenes Jahr machte Corona einen Strich durch die Reisepläne.

Ein weiteres Projekt für den internationalen Umweltschutz ist die „Frankfurt Spring School on Conservation Project Management“. Jedes Jahr kommen angehende Biologinnen und Biologen mit Naturschutz-Interesse aus der ganzen Welt für vier Wochen zusammen, um wichtige Fähigkeiten für das internationale Projektmanagement kennenzulernen. Dabei geht es weniger um fachliche Themen der Biologie, sondern viel mehr um finanzielles, politisches und personelles Management in Naturschutzprojekten.

Zukunftspläne

Nina und David denken schon an ihren Abschluss. Ihre Themen könnten nicht unterschiedlicher sein: Nina möchte die Gewässer des Fechenheimer Mainbogens auf toxische Stoffe untersuchen, um herauszufinden, ob der angrenzende Industriepark Auswirkungen auf die dortige Auenlandschaft hat. „Früher wollte ich am liebsten die ganze Welt retten und Umweltschutz nur global denken. Heute liegt mein Fokus eher auf regionalem Naturschutz.“ Etwas zu verändern, sei in der unmittelbaren Umgebung doch motivierender. „Nach meinem Abschluss kann ich mir nicht vorstellen, in der Wissenschaft zu bleiben. Ich möchte Naturschutz lieber praktisch voranbringen.“ Aktuell absolviert sie ein Praktikum beim Umweltamt der Stadt Frankfurt, wo sie unterschiedliche Projekte kennenlernen. Durch die politische Arbeit habe sie eine weitere Perspektive auf den Naturschutz bekommen. Denn was notwendig und umsetzbar sei, sehe man in Politik und Wissenschaft nicht immer gleich. Davids Fachgebiet hingegen ist die Evolutionsbiologie. Für seine Masterarbeit analysiert er die DNA von zwei Schildkrötenarten, die durch Paarung einen Hybriden hervorgebracht haben. Seine Analysen sollen später einmal bei der Aufklärung evolutionärer Beziehungen helfen. „Ich möchte in der Wissenschaft arbeiten und mich nach dem Abschluss auf eine Promotionsstelle bewerben, am liebsten in Frankfurt“, erzählt er. In seinem Bereich sei eine Promotion eine Mindestanforderung für eine gute Stelle.

Auch Meike Piepenbring schmiedet Zukunftspläne. Oberstes Ziel sei es, den Masterstudiengang attraktiver sowie international besser bekannt und zugänglich zu machen. Momentan kommt der Großteil der Studierenden aus dem deutschsprachigen Raum, da für die Kurse fortgeschrittene Deutschkenntnisse erforderlich sind. „Langfristig wollen wir englischsprachig werden und unsere internationalen Kooperationen weiter ausbauen“, erläutert die Professorin. Von dieser Internationalisierung würde besonders die Forschung zur Biodiversität und zum Naturschutz profitieren. **Natalia Zajić**

Fortsetzung von Seite 2

Der Informatiker, der die Ungereimtheiten in der Studie aufgedeckt hat, hat davon ja nicht profitiert, eher im Gegenteil.

Krause: Die Rolle von Whistleblowern sollte man nicht unterschätzen. Ohne Martin Spüler hätten wir die Geschichte so nicht machen können. Wenn jemand solche Missstände bekannt machen möchte, aber intern in seiner Institution keinen Rückhalt erfährt, sollte er sich vertrauensvoll an Journalisten wenden. Wir arbeiten sehr sorgfältig, was den Quellenschutz und die digitale Sicherheit von Informanten angeht. Ohne Whistleblower ist eine solche investigative Recherche kaum möglich. Aber es stimmt: Spüler hat seine Karriere riskiert, um der Wahrheit Genüge zu tun.

Professor Niels Birbaumer scheint ein charismatischer Wissenschaftler zu sein – muss die Öffentlichkeit aufpassen, die Wirkung einer Person nicht zu überschätzen? Seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie sind viele Wissenschaftler in den Medien präsent, einige erreichen auch durch eine medientaugliche Ausstrahlung eine große Öffentlichkeit.

Illinger: Letztendlich sollte es nicht darum gehen, was ein Wissenschaftler für eine Aus-

strahlung hat, sondern darum, was seine Daten, seine Theorien taugen, wie handfest seine Experimente und seine Expertise sind. Es hätte sich in der Corona-Pandemie auch ergeben können, dass der beste Virologe ein medial total unbegabter Mensch ist. Auch dann hätte man auf seinen Rat hören sollen. Man muss denjenigen Virologen befragen, der zu Corona-Viren forscht und nicht unbedingt den, der sich eher mit AIDS-Viren auskennt. Für unsere Recherche haben wir daher Ansprechpartner gesucht, die sich genau auf dem Gebiet der statistischen Analyse von BCI-Daten (Brain-Computer-Interface) auskennen. Ein x-beliebiger Neurologe oder Hirnforscher hätte uns nicht gereicht.

Krause: Ich glaube, dass charismatisches Auftreten sicherlich in allen beruflichen Bereichen irgendwie hilft, aber es sollte nicht das Prinzip sein, nach dem man Leistung beurteilt. Wenn beides vorhanden ist – umso besser. Natürlich ist es für uns Journalisten auch gut, wenn jemand versteht, wie Medien funktionieren und komplexe Themen herunterbrechen kann auf eine allgemeine Verständlichkeit. Birbaumer kann sicherlich gut wissenschaftliche Erkenntnisse vermitteln, aber das fragliche Paper basierte nun mal auf einer falschen Auslegung von Daten.

Illinger: Wir hatten bei Professor Birbaumer auch den Eindruck, dass er sich gar nicht vorstellen konnte, dass ein Journalist ihn jemals kritisch sehen könnte. Er ist jahrelang hofiert worden, von Kollegen und der Öffentlichkeit. Für vieles zurecht. Aber das macht etwas mit Menschen. Übrigens gibt es weiterhin Kolleginnen und Kollegen, die sich um ihn scharen, Faktenlage hin oder her. Personenkult und Seilschaften gibt es nicht nur in der Politik.

Zum Schluss eine ganz allgemeine Frage: Vor welchen Herausforderungen stehen der Wissenschaftsjournalismus und die Wissenschaftskommunikation?

Illinger: Der Wissenschaftsjournalismus wird leider oft mit der reinen Übersetzung wissenschaftlicher Sachverhalte verwechselt. Der Journalist ist für viele der, der einfach in schönen Worten erklärt, was erforscht wurde. Das mag auch in vielen Fällen seine Berechtigung haben. Es führt interessanterweise auch dazu, dass Wissenschaftler, die gut kommunizieren können, mitunter als Wissenschaftsjournalisten engagiert werden, zum Beispiel im Fernsehen. Von solchen reinen Welterklärern werden sie aber kaum je eine Enthüllung hören, eine Aufdeckung von Fehlverhalten im akademischen Betrieb. Da-

für brauchen Sie investigativ arbeitende Journalisten. Hier konnte ich von Till Krause und Patrick Bauer viel lernen.

Krause: Ein Beispiel dafür, wie Missstände aufgedeckt und zu einer nachhaltigen Änderung führen, war der Fall der sogenannten Raubjournale. Zu dem Thema hat ein großer Rechercheverbund gearbeitet, an dem ich auch beteiligt war. Diese Raubverlage laden Wissenschaftler ein, ihre Publikationsliste aufzujazzen mit Nonsense-Veröffentlichungen. Das ist wirklich ein betrügerisches System. In dem Rahmen hatten wir auch viel mit Hochschulpressestellen zu tun. Bei manchen Pressestellen traf man zuerst auf eine eher abwehrende Haltung. Von vielen kam dann aber nach der Prüfung der Fälle eine positive Rückmeldung: Das sei wirklich ein Problem, da habe man in der Vergangenheit nicht intensiv genug darauf geachtet. Mittlerweile werden an Hochschulen dazu Seminare angeboten, um Studierende und Nachwuchswissenschaftler dafür zu sensibilisieren. Kommissionen schauen bei Berufungsverfahren noch viel genauer hin. Seitdem ist auch die Veröffentlichung in solchen Raubjournalen gesunken. So gesehen hat der investigative Journalismus hier auch in Zusammenarbeit mit universitären Kommunikatoren einiges bewirkt. **Fragen: Dirk Frank**